

Beginn mit dem Jahrhundert

Autor(en): **Hummler, Fritz**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Thurgauer Jahrbuch**

Band (Jahr): **57 (1982)**

PDF erstellt am: **16.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-699354>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Beginn mit dem Jahrhundert

Das Elternhaus, wo ich geboren wurde und zusammen mit meinem ältern Bruder den größeren Teil meiner Jugendzeit verbrachte, stand und steht heute noch im «Städtli» an der Hauptstraße und trägt die Hausnummer elf. Es ist ein schmales Gebäude, das, wie es in alten Städten der Brauch ist, mit den Häusern links und rechts zusammengebaut wurde. Auf der Frontseite gegen die Straße hat es ein neugotisches Riegelwerk in leicht geschwungenen Formen, entstanden bei der Verbreiterung der Hauptstraße 1902. Ein über zwei Stockwerke reichender kleiner Erker ist ganz im spielerischen Stil des späten 17. oder frühen 18. Jahrhunderts gehalten, mit zwei wasserspeienden Drachen geschmückt und von einer Sonnenblume gekrönt. Schon meine Eltern und glücklicherweise auch die späteren Eigentümer des Hauses legten Wert darauf, das schöne kleinstädtische Bauwerk in ursprünglicher Form zu erhalten. Auf seiner Rückseite befand sich der kleine Hof, nach dem sich auch die Rückseiten der Nachbarhäuser wandten. Der Hof bot Platz und Gelegenheit zu mancherlei kleinen Abenteuern. Gleichzeitig stand darin aber der Schuppen, der zur Apotheke meines Vaters gehörte und dessen Betreten wegen der darin aufbewahrten Säureflaschen streng verboten war.

Im Erdgeschoß gegen die Hauptstraße hin befand sich die Apotheke und daneben ein kleines sogenanntes «Bazargeschäft», wo man unter anderm auch Spielwaren und an Fasnacht und bei anderen festlichen Gelegenheiten Lampions, Papiermasken und ähnliches kaufen konnte. Wenn ich an die väterliche Apotheke zurückdenke, ist mir in erster Linie eine nicht unangenehme Mischung von Gerüchen in lebhafter Erinnerung geblieben. Die Verbindung von Äther, Anis, Jod, Kamillentee, Karbol und ähnlichem behagt meiner Nase auch heute noch. Dagegen haben weder mein älterer noch mein wesent-

lich jüngerer Bruder noch ich jemals den Wunsch gehabt, Apotheker zu werden.

Am Nichtvorhandensein eines solchen Wunsches war vermutlich mein Vater in erster Linie selber schuld; denn er gab uns und seinen Freunden recht deutlich zu verstehen, daß er eigentlich lieber Naturwissenschaftler geworden wäre und den Apothekerberuf als Ersatz – wegen der Notwendigkeit, seinen Lebensunterhalt zu verdienen – ergriffen habe. Trotz dieser Überlegung ist er aber nie ein echter Geldverdiener geworden, und es widersprach seinem naturwissenschaftlichen und beruflichen Pflichtgefühl, einer bescheidenen Arbeiterfrau eine von der pharmazeutischen Industrie hergestellte Spezialität für fünf Franken zu verkaufen, wenn er überzeugt war, daß sein «Güttingertee» für fünfzig Rappen einen ebenso guten Erfolg erziele.

Meine Mutter half dem Vater im Geschäft; sie war sehr genau, so daß niemand zu fürchten hatte, in der Apotheke ein falsches Produkt zu erhalten, auch wenn mein Vater abwesend war. Dagegen gingen jüngere Frauen und Mädchen, die schon vor dem ersten Weltkrieg im Zeichen der Hochkonjunktur etwas für ihre Schönheit tun wollten, nicht gerne in unser Geschäft, wenn meine Mutter den Apotheker vertrat, da sie mit Mienenspiel und Gesten recht deutlich zu verstehen gab, daß man eigentlich sauer verdientes Geld nicht für Verschönerungskünste ausgeben sollte. Um so lieber kamen sie wieder, wenn mein Vater dort war, der sich auf dem Gebiet der Kosmetik und auch sonst gegenüber jungen Damen weniger abweisend zeigte als auf dem Gebiet der modernen Pharmazeutika.

Mein Elternhaus war, bevor es zur Apotheke bestimmt wurde, eines der vielen Bürgerhäuser gewesen, in dessen erstem Stock sich eine kleine Wirtsstube befand, genannt «Zur Taube». Aus dieser Wirtsstube wurde unsere

Familienstube. Im übrigen bewohnten wir noch vier Zimmer im gleichen Stockwerk. Im zweiten Stock hauste eine distinguierte alte Jungfer, die vor ihrer Pensionierung Posthalterin von Arbon gewesen war. In jener Zeit des beginnenden Jahrhunderts war es nicht denkbar, daß eine bürgerliche Familie, wenn auch mit bescheidenem Einkommen, auf ein Dienstmädchen verzichtet hätte. Auch das alte Fräulein Rorschach im zweiten Stock mußte als Standesmerkmal eine «Haustochter» haben, die ungefähr gleich alt war wie sie. Die «Mädchenzimmer» befanden sich im dritten Stock neben den kleinen Magazinräumen, wo gut oder weniger gut duftende Kräuter und Teesorten untergebracht wurden. Ganz zuoberst im Giebel war der Raum für das auf den Winter wartende Holz, die «Büscheli», und die «Turben». Es war jeweils ein großer Tag im Herbst, wenn mit der Winde die Brennmaterialien von der Straße nach oben gezogen wurden und wir Buben als Lohn für eintägige Mitarbeit fünfzig Rappen Sackgeld bekamen.

Der hochgelegene Estrich mit einem Fenster nach Norden, das heißt über das schöne alte Ziegeldach des gegenüberliegenden «Kappeli» hinaus nach der Weite des Sees, und einem Fenster nach Süden in der Richtung von Säntis und Altmann war auch sonst ein von mir sehr geschätzter Raum, von dem aus man nicht nur die Augen, sondern auch die Phantasie schweifen lassen konnte. Eindrucksvolle Momentaufnahmen aus dem nördlichen Fenster waren die Bilder von den alljährlichen Bodensee-regatten mit fünfzig und mehr Segelbooten, die erfolgreichen Aufstiege des lenkbaren Luftschiffes des Grafen Zeppelin in den Jahren 1906 und 1907 vom gegenüberliegenden Friedrichshafen-Mannzell aus, Bilder von Rennbootfahrten vor der Saurer-Fabrik, wo die Motoren in diese Rennboote eingebaut wurden, und im Spätherbst der Blick auf den ersten Schnee in den Bergen.

Die kleine Fabrik meines Großvaters mütterlicherseits, die Firma H. Vogt-Gut, die sich aus einer Spenglerei zu einer Kesselschmiede und Metallwarenfabrik mit etwas mehr als hundert Arbeitern entwickelt hatte, fand ich schon als Fünfjähriger sehr fesselnd und verlockend. Besonders die Dampferzeuger und die großen Kupferkessel und manches glänzende Zubehör für die Einrichtung von Käsereien, die in Großvaters Fabrik hergestellt wurden, gewannen mein jugendliches Interesse. Es ging ja nicht nur darum, diese Dinge herzustellen; man mußte sie auch verkaufen können. So spannte man gelegentlich das «Lisi» oder den «Fritz» – es handelte sich um die beiden Pferde, die am Sonntag vor dem Break oder im Winter vor dem großen Schlitten trabten – vor die Chaise und fuhr einspännig und einträchtig, Großvater und Enkel, ins thurgauische oder sanktgallische Hinterland zu den Vorständen der Milchkorporationen oder der Käsereigenossenschaften oder zu den selbstbewußten privaten Käsern, meistens Emmentalern, und holte sich nach langem und vielem «Dischgerieren» und Beisammensitzen mit Most oder Wein und «Schwinigem» kleine und große Bestellungen, wobei ich jeweils den Sieg über die Konkurrenten in meiner jugendlichen Unbeschwertheit beinahe so genoß wie die heutigen jungen Leute die sportlichen Erfolge ihrer Favoriten. Das waren erste anregende und unterhaltende Erlebnisse auf dem Gebiete der freien, konkurrenzbedingten Marktwirtschaft. Aber sie spielten sich nicht in Hörsälen ab, sondern auf dem weiten ostschweizerischen Land, in gemütlichen Wirtsstuben oder in der Wohnung des Käfers, wo die Frau stets gute Dinge aufzutischen wußte und wo ich mich unter Männern, die etwas zu sagen hatten, glücklich fühlte.

Oft fuhr an Stelle des Seniorchefs auch sein Sohn, mein Onkel und Götti, mit mir über Land zu den potentiellen

H. Vogt-Gut (1852–1934)



Kunden. Er war als Dragoner ebenfalls ein überall gern gesehener Gast in einem Kanton, wo die Pferde nicht nur treue Helfer der Bauern, sondern auch ihre Kameraden im Dienst waren. Auch mit ihm verstand ich mich ausgezeichnet, und er erzählte mir auf langen Fahrten gerne von seinen Studien in Dresden und von seiner Amerikareise.

Mein Großvater war als froher Gesellschafter in Arbon und im obern Thurgau bekannt und beliebt, so daß er, als ich etwa zehn Jahre alt war, sowohl Bürgerpräsident als auch Sekundarschulpräsident, Vizepräsident des Bezirksgerichts, Präsident der Kirchenvorsteherschaft, Kantonsrat und Präsident oder Mitglied noch vieler anderer Behörden und Vereine war. Das Geschäft hätte unter dieser vielseitigen, aber auch ablenkenden und Zeit beanspruchenden Tätigkeit wahrscheinlich gelitten, wenn nicht meine Großmutter, eine geborene Appenzelerin, mit ebenso viel trockenem Humor wie Energie alle Departements verwaltet hätte, die mein Großvater in ihrer Bedeutung hinter die männerselige Geselligkeit stellte. Sie besorgte – natürlich unterstützt von einer treuen Agathe, die vor etwa zwanzig Jahren aus Süddeutschland gekommen war – den lebhaften Haushalt, das stattliche Haus, das mit der Fabrik verbunden war, einen Teil der Büroarbeit und die Buchhaltung und pflegte daneben einen sehr großen Obst-, Gemüse- und Blumengarten, zog Hühner und Bienen auf, klöppelte in den wenigen freien Stunden, die ihr verblieben, an einem Klöppelbrett, las viel und fand noch Zeit, mir recht viele interessante Geschichten aus ihrer bescheidenen Jugend im Appenzellerland zu erzählen. Meine Großmutter war derart vital und kannte ihren Ehemann so gut, daß sie, als er mit achtundsechzig Jahren zum Gerichtspräsidenten gewählt wurde und eine eigene Kanzlei haben mußte, erklärte, ein «Schreibmaschinenfräulein» – so nannte man

früher die Sekretärinnen – komme nicht in Frage; sie lernte maschinenschreiben und besorgte in enger Zusammenarbeit mit dem offiziellen Gerichtsschreiber bis zum Tode ihres Gatten, der mit einundachtzig Jahren im Amte starb, seine persönliche Kanzlei, und dies im größten Bezirk des Kantons, mit einer umfangreichen Geschäftslast, die ebensowohl auf die rapide Entwicklung der Region wie auf die mehr als nur lebhaftige Bevölkerung zurückzuführen war.

Was übrigens die Auswahl des Gerichtsschreibers betraf, so wurde darauf geachtet, daß er nicht nur die Rechtswissenschaft, sondern auch die Gesangkunst beherrschte. Es war unter der Ägide meines Großvaters üblich, daß sich das Gericht nach getaner Arbeit, wenn die behandelten Fälle nur ziviler und nicht besonders betrüblicher Art gewesen waren, in eine renommierte Weinstube zurückzog und nach erreichter Einstimmung den Tag mit frohem Gesang beschloß.

Als ich von 1921 an Jus studierte, absolvierte ich mein erstes Praktikum jeweils in den Ferien, soweit nicht die Militärdienste diese Ferien beanspruchten, im großväterlichen und großmütterlichen Gerichtsbüro. Wir drei bildeten eine eigenartige Symbiose: Der frühere Spenglermeister und Metallwarenfabrikant, der über keine juristische Bildung, aber über sehr viel gesunden Menschenverstand, Rechtsgefühl und Erfahrung verfügte, die im Alter zwischen fünfundsiebzig und fünfundsiebenzig Jahren mitarbeitende Großmutter als Sekretärin, Hausfrau, Gartenpfliegerin und Bienenzüchterin und der junge Student der Jurisprudenz, der die ersten Schritte auf dem Gebiete der praktischen Rechtspflege unternahm. Professor Theo Guhl, der bekannte thurgauische Zivilrechtler an der Universität Bern, bei dem ich doktorierte und, wie es vor Examen üblich und nützlich ist, die praktischen Übungen besuchte, kannte die Verhältnisse in unserem

Heimatkanton und fragte mich in den Seminarien gerne, wie wohl mein Großvater den Fall entschieden hätte. Mit der Respektlosigkeit, die schon zu Beginn unseres Jahrhunderts die junge Generation auszeichnete, erklärte ich gelegentlich, wenn im Hause des Gerichtspräsidenten große Wäsche abgehalten werde, dann gebe es Rechtsstillstand im Bezirk Arbon. Auf alle Fälle kamen Einigungsverhandlungen und Scheidungsvorbesprechungen, die in der Einzelkompetenz des Gerichtspräsidenten liegen, an solchen Tagen nicht in Frage.

In einem viel früheren Zeitpunkt als in jenem meiner ersten juristischen Erfahrungen gab es in der wirtschaftlichen Entwicklung von Arbon einige Besonderheiten und Ereignisse, die alt und jung in gleichem Maß beschäftigten und zeigten, wie bewegt und gelegentlich auch schicksalbestimmend das industrielle Leben sein kann. Die Begriffe der Überkonjunktur und der Vollbeschäftigung hatte man vor 1914 noch nicht geprägt; dagegen kannte man sehr gut den Zustand der wiederkehrenden Krisen und der Arbeitslosigkeit. Es galt als ein ungeschriebenes Gesetz, das schon in der Josephslegende niedergelegt ist, daß jeweils nach sieben Jahren der fetten Kühe sieben magere Jahre kommen müßten. Im Zeitpunkt meiner Geburt herrschte eine schwere Krise, von der ich allerdings noch nichts verspürte; die erste Zeit meines langsam wach werdenden Bewußtseins brachte Jahre rapiden Aufstieges, die sich bis ungefähr 1910 erstreckten. Der Aufschwung war besonders in unserer kleinen Stadt eindrucklich, das ging schon aus der Vierfachung ihrer Bevölkerungszahl in zwanzig Jahren hervor.

Unter solchen Umständen war es nicht verwunderlich, daß ich den lebhaften Betrieb in der Fabrik des Großvaters der gemäßigten und stillen Atmosphäre in der Apotheke vorzog, besonders auch, weil man sich in den

Werkstätten, im Fabrikhof und in der eigenen Azetylen-gaszentrale, die die Arboner mit der ersten Gasbeleuchtung versorgte, recht unbeobachtet und ungezwungen bewegen konnte und höchstens nach dem Nachhausekommen Vorwürfe bekam, weil man allzusehr nach Karbid roch oder weil die Kleider ein Loch aufwiesen, das auf Funkenwurf eines Schweißbrenners oder Kupfervitriol zurückzuführen war.

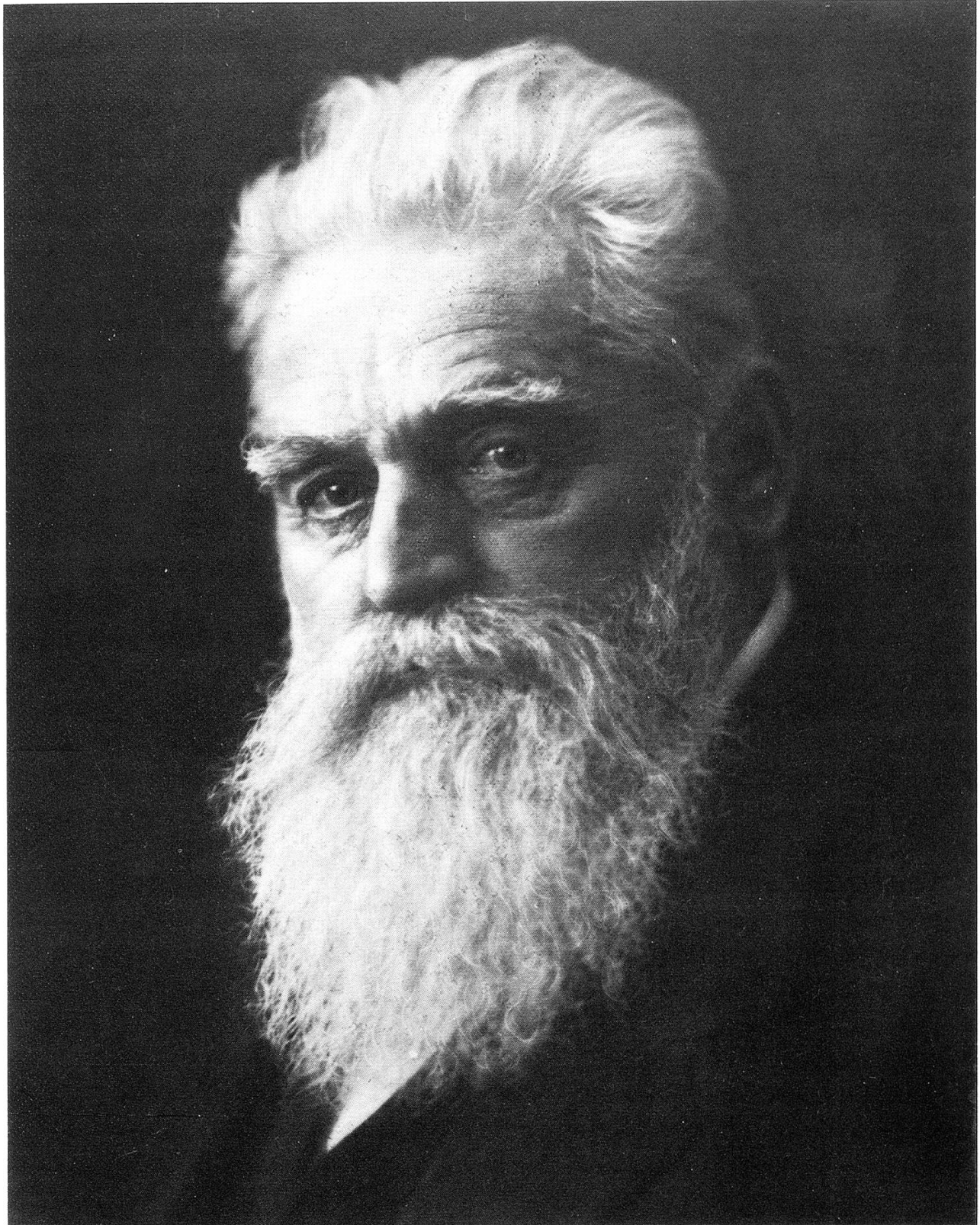
Schon recht früh lockte mich eine Tätigkeit in der Industrie, und aus der Verlockung ist schließlich Berufsziel und Beruf geworden. Zwar hätten viele schwere Krisenjahre, die meine spätere Jugendzeit zu verdunkeln suchten, abschreckend wirken können. Auch der schließliche Niedergang des Geschäftes meines Großvaters, der zusammen mit dem Unfalltod seines einzigen Sohnes und Nachfolgers in den wirtschaftlichen Tiefpunkt der dreißiger Jahre fiel, hätte eine starke Warnung sein können. Aber der Wunsch, im wirtschaftlichen Geschehen mitdenken, mithandeln und mitbestimmen zu können, war stärker als die Bedenken, und er führte mich, ohne daß mich Zweifel geplagt hätten, in meine endgültige Arbeitswelt.

Die stärksten industriellen Eindrücke meiner ersten Jugendzeit stammten allerdings nicht aus der bescheidenen Fabrik meines Großvaters, in der neben Käsereieinrichtungen und Kesseln Gasherde und andere Apparate und Metallwaren hergestellt wurden, sondern aus zwei Industriefirmen, die sich vom Jahrhundertanfang an in geradezu schwindelerregender Weise entwickelten. Es waren dies die Maschinenfabrik von Adolph Saurer und die Stickereiwerke des Deutschamerikaners Arnold B. Heine. Diese beiden Unternehmungen, die – jede in ihrer Art – in einem bestimmten Zeitpunkt Weltbedeutung hatten, erregten die Phantasie eines Knaben, der die Entwicklung aus nächster Nähe selbst ansehen konnte,

natürlich in sehr hohem Grade. Es kam noch der glückliche Umstand dazu, daß trotz der stürmischen Entwicklung der beiden Firmen zu Großunternehmungen der Charakter meines Geburtsortes eigentlich im Kern wenig verändert wurde, so daß von den Eingesessenen jeder jeden kannte, und daß auch die weitläufigen Werkräume der beiden Großfirmen mir nicht völlig verschlossen waren. Zudem führten die Beziehungen und Pflichten meines Großvaters dazu, daß ich ihn gelegentlich zu Besuchen bei den zwei in ihrer Art so verschiedenen, für die Entwicklung Arbons so maßgebenden Industriellen begleiten konnte und wegen meiner – von den Erfolgreichen anscheinend gerne gesehenen – Neugierde ein nicht unwillkommener Gast war.

Es soll nun etwas ausführlicher über die wirtschaftliche Entwicklung meiner Geburtsstadt und der beiden Unternehmungen, die viele Jahre lang ihr Schicksal bestimmten, berichtet werden. Als ich ins Schulalter eintrat, war die Firma Saurer eine Familienunternehmung. Der damalige Chef des Hauses repräsentierte mit einem eindrucksvollen weißen Bart den Patriarchen und gleichzeitig den Vertreter der zweiten erfolgreichen Generation; er gab später der aus der Familiengesellschaft gebildeten Aktiengesellschaft seinen Vornamen zur Firmenbezeichnung, Aktiengesellschaft Adolph Saurer. Sein Vater, Franz Saurer, war als Mechaniker und Kutscher aus Sigmaringen in die Schweiz gekommen – also einer der vielen ausländischen Spezialarbeiter, die zum industriellen Aufstieg unseres Landes so kräftig beigetragen haben. Er hatte sich in der Schweiz umzusehen gewußt und in zweiter Ehe eine Witwe Stoffel in Arbon geheiratet, die ihm nicht nur eine kleine Werkstätte zur Herstellung von Jacquardwebgeräten, sondern auch ein recht großes benachbartes Grundstück am See einbrachte.

Adolph Saurer (1841–1920)



Bald – 1865 – entstand auf dem Grundstück neben dem Schloß eine kleine Maschinenwerkstätte, der eine Schmiede und eine Gießerei angegliedert wurden. Von den fünf Söhnen des Firmengründers starben vier in verhältnismäßig jungen Jahren, während der eine, Adolph Saurer, seinen Vater lange überlebte und zum erfolgreichen Industriellen wurde. Adolph Saurer hatte natürliche Unternehmereigenschaften. Er war tatkräftig, von unverbildeter Klugheit und ungefähr gleich lebenslustig und temperamentvoll wie mein Arboner Großvater. Er schätzte unter seinen Arbeitern die Gießer und die Stadtmusikanten am meisten, weil die ersteren kräftige Männer waren und beide bei festlichen Gelegenheiten einen prächtigen Durst zeigten. Die Angestellten der mit dem Wachstum der Unternehmung notwendig und größer gewordenen Büros liebte er weniger und betrachtete ihre Saläre als echte Unkosten. Da aber sein einziger Sohn, Hippolyt Saurer, schon als Student am Polytechnikum in Zürich eine besonders leistungsfähige Pantographenstickmaschine entwickelt hatte und nach seinem Eintritt in die Firma des Vaters durch die mit seinen Mitarbeitern erdachte geniale Konstruktion eines Stickautomaten zeigte, wie erfolgreich man am Pult und am Reißbrett schaffen, erschaffen und erfinden konnte, mußte auch der Seniorchef mit der Zeit den Wert der nichtmanuellen Arbeit anerkennen.

Eine der Liebenswürdigkeiten, die der alte Herr seinen engern Mitarbeitern jedes Jahr einmal erwies, bestand in einer Einladung an sie und ihre Familien zu einer Fahrt auf dem Bodensee mit seinem schönen und großen Motorboot «Arbor Felix». Wiederholt war das Ziel der großen Fahrt Meersburg mit seinen freundlichen alten Gaststuben und dem guten einheimischen Wein. Die Rückreise erfolgte jeweils in gehobener Stimmung und bei Musik und Gesang. Auch dem Steuermann gelang es

nicht immer, ganz nüchtern zu bleiben; auf dem Wasser galt aber die 0,8-Promille-Regel damals noch nicht. Nach etwa einer Stunde Fahrt erschienen jeweils das rote und das grüne Licht vor dem Privathafen der Familie Saurer; Lichter, die nebenbei auch noch eine für die damalige Kunstauffassung kühne Bronzegruppe von spielenden Tritonen und Najaden beleuchteten.

Einmal wollte es aber die Tücke des Schicksals oder des dunklen, wellenbewegten Wassers, daß die beiden Lichter während einer Stunde trotz kräftig laufendem Motor, rasch sich drehender Schiffsschraube und prächtigem Kielwasser einfach nicht näher kommen wollten. Das merkwürdige Phänomen, das schließlich jedem auffallen mußte, wurde von der jüngsten und infolgedessen nüchternen Mitfahrerin, der kleinen Tochter eines Direktors, aufgeklärt, die plötzlich rief: «Du, Vater, mir stecked zwüsched zwei Pfööl im Hörnli.» Das «Hörnli» war eine verwitterte, doppelte, dicht gesetzte Pfahlreihe, die einst eine Plattform trug, bei der die Schiffe anlegten, bevor das eigentliche Arboner Hafenbecken ausgebaggert worden war. So war die zechfrohe Gesellschaft hundert Meter vor dem Ziel während einer Stunde festgehalten worden, ohne daß sie sich vorerst darüber Sorgen machte.

Adolph Saurer war für uns Kinder nicht nur der Patriarch und Inhaber der immer größer werdenden Firma, sondern auch der Urheber von vielem, was die kleine Stadt größer, wohlhabender, interessanter und schöner machte. Jeweils an einem Montag im März fand in Arbon der Fastenmarkt und im November der Martinimarkt statt, und es war für die Finanzierung der jugendlichen Jahrmarktfreuden besonders wichtig, am Morgen rechtzeitig dem Herrn Saurer zu begegnen, damit man von ihm einen Fünfliber als Sackgeld bekam. Welch märchenhaftes Vermögen ein Fünfliber für einen Primarschüler in jener Zeit bedeutete, kann nur der ermessen,

der damals mit fünfzig Rappen einen Jahrmarktstag finanzieren mußte und der inzwischen von der schwindelhaften Geldentwertung seit 1910 gebührend Kenntnis genommen hat. Ein gewisser Hang zur Großzügigkeit kam bei mir dadurch zum Ausdruck, daß ich im Besitze des besagten Fünflibers sofort meine damalige Schulfreundin auf den ersten Platz, «Sperrsitz», des Wanderkinos zu einem schrecklich schönen Film einlud. Es reichte dann sogar noch, dem Anneli an der Schießbude eine Vase herauszuschießen, als Gegenleistung für die vielen Veilchen, die sie mir von Zeit zu Zeit von der «Steinacherburg» her in die Schule brachte, deren ich mich zwar ein wenig schämte, um die ich aber auch beneidet wurde.

Hippolyt Saurer, der die dritte und letzte Generation der in der Firma aktiv mitwirkenden Familienglieder verkörperte, war mit meiner Mutter in Arbon in die Primar- und die Sekundarschule gegangen. Die Arboner Sekundarschule hatte damals mit allen drei Klassen in einem kleinen Anbau neben dem alten Rathaus Platz. Ihr gehörten aber eine Anzahl Schüler an, die nachher im Leben einiges leisteten. Ich erinnere an die Industriellen Saurer und Stoffel, an den Selfmademan Max Schießler, den spätern großen Mann von Brown Boveri, an Oscar Wohnlich, den nachmaligen Rektor der Kantonsschule Trogen. Meine Mutter vereinigte schon als Schülerin Pflichtbewußtsein, Ehrgeiz und Fleiß, während der Kamerad «Hippo» das mathematische Genie der Klasse war und seine Mitschüler körperlich um mindestens eine Haupteslänge überragte. Im Jahre 1927 hatte ich das Glück, sein persönlicher Sekretär zu werden. Damit bot sich mir die außergewöhnliche Gelegenheit, seine Fähigkeiten und seine ebenso gewinnenden wie ungewöhnlichen Eigenschaften, die ihn gleichzeitig zu einem industriellen Grandseigneur im Stile des vergangenen Jahrhunderts

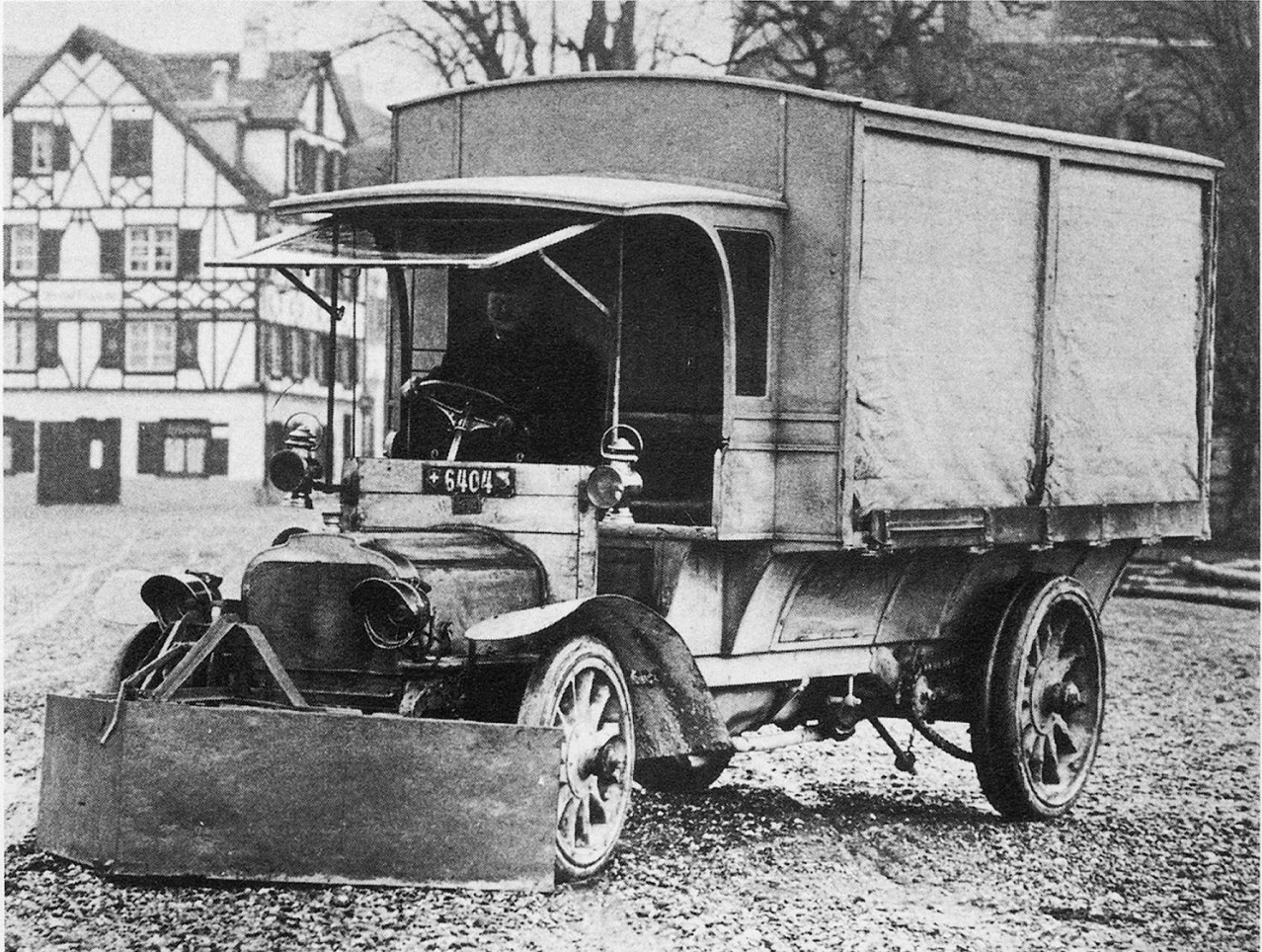
Hippolyt Saurer (1878–1936)



und zu einem höchst modernen Ingenieur und Erfinder stempelten, aus nächster Nähe kennen und würdigen zu lernen, aber auch das Leid, die Wirtschaftskrise, seine Krankheit und seinen zu frühen Tod mitzuerleben. Zwanzig und mehr Jahre vorher jedoch bedeuteten mir sein Vater und er, ihre Fabrik, ihre Stickmaschinen, ihre Automobile und Lastwagen, ihre Rennboote, ihr stattliches Familienhaus, die großen industriellen Neubauten mit ihrem Maschinenpark und der ganze Arbeits- und Lebensstil, der mit dieser Entwicklung verbunden war, ein derartig anregendes Bilderbuch, daß mein Berufsweg in hohem, ja entscheidendem Maße davon bestimmt wurde.

Viel später als in den Jahren der ersten jugendlichen Eindrücke konnte und mußte ich erkennen, ermessen und erfahren, wie viel Mühe, wie viel Enttäuschung und wie viel Gefahr mit dem Leben eines Industriellen, mit dem Aufbau und der Existenz einer großen Unternehmung, mit dem Auf und Ab der Konjunkturen, mit der technischen Entwicklung, mit dem harten Daseinskampf auf den Märkten verbunden sind; aber ich habe es in keinem Augenblick meines Lebens bedauert, mich auf Grund von erfreulichen Jugendeindrücken in das Abenteuer der Tätigkeit in der Industrie hineingewagt zu haben.

Den entscheidenden Übergang von der verträumten Siedlung am See zur großindustriellen Kleinstadt vollzog Arbon in den Jahren 1905 bis 1909, im Höhepunkt einer der siebenjährigen Aufschwungsperioden. Da ich am Anfang dieser Zeit noch nicht in die Schule ging, hatte ich Gelegenheit und Zeit, auf der Straße und vor und in den Fabrikhöfen einiges von der stürmischen Entwicklung mit anzusehen. Meine Eltern sahen es zwar nicht gern, wenn wir Buben – mein anderthalb Jahre älterer Bruder Paul und ich – allzu oft und allzu lange außer Hause waren, so daß ich mir auch im Hause selbst, im



Saurer-Wagen aus dem Jahre
1912.

Erker unserer Wohnstube, einen geeigneten Beobachtungsplatz aussuchte. Mein Bruder machte mir ihn nicht streitig, da er sich schon damals eher für interessante Bücher als für das Straßenleben interessierte.

Von meinem Fensterplatz im Erker konnte ich die Hauptstraße in ihrer ganzen Länge überblicken, bis hinauf zur großen Linde, die zwischen dem «Römerhof» und dem «Lindenhof» gleichzeitig den Abschluß der Hauptstraße und der Altstadt bildete. Da sah ich denn um die Mittagszeit und am Abend, wie der Strom der Arbeiter, die nach Fabrikschluß aus der nahe gelegenen Arbeitsstätte nach Hause gingen, immer größer und dichter wurde. Und noch etwas anderes war zu beobach-

ten, was den Knaben besonders beeindrucken mußte: Die von Pferden gezogenen Wagen, die die immer größer werdenden Stickmaschinen zum Bahnhof oder direkt ins nahe Appenzellerland oder ins Thurtal brachten, wurden in wachsendem Maße abgelöst durch von Benzinmotoren angetriebene, auf Vollgummireifen rollende Lastwagen, die die schweren Maschinen schneller und mit weniger Mühe transportieren konnten als die Pferde, die den immer größer werdenden Lasten nicht mehr gewachsen waren. Von Zeit zu Zeit aber sah ich etwas ganz Neues und Besonderes über das alte Pflaster fahren: einen Personenwagen mit Pneurädern, Modell 1903, der von den Konstrukteuren, dem jungen Hippolyt Saurer und seinem Oberingenieur, in damals abenteuerlich scheinender Schnelligkeit um die Ecken gesteuert wurde.

Das war der bedeutungsvollste Schritt ins industrielle, Produktivität und Schnelligkeit suchende 20. Jahrhundert: Die große Textilmaschinenfabrik, die die Ostschweiz und viele europäische und überseeische Staaten mit Stickmaschinen versorgte, vollzog den Übergang in den Motoren- und Automobilbau, der ihr in den nächsten Jahrzehnten Weltgeltung verschaffen sollte. Der Gedanke, daß man Motoren, die sich in den Lastschiffen auf dem Bodensee und auf andern Gewässern bewährt hatten, auch in Fahrzeuge für den Straßentransport einbauen könnte, lag nahe, und er wurde gleichzeitig in irgendeiner Form von vielen Unternehmern aufgegriffen. Daß die aus Tradition mit den Pferden verbundene Familie Saurer, deren Fabrik schwere Maschinen in hügelige Gegenden zu spedieren hatte, dem neuen Transportmittel besonders gewogen sein mußte, war ganz natürlich, und daß Adolph Saurers erfindungsreicher Sohn, der die Pferde auf der Straße durch Pferdekräfte im Motor ablöste, zudem noch Hippolyt – der Pferdelenker – hieß, entbehrt nicht des fröhlichen Tiefsinnes. Als ich viel später

sein junger Mitarbeiter wurde, verfehlte er nicht, mir gegenüber einmal die wirtschaftsgeschichtlich und auch sonst richtige Bemerkung zu machen: «Herr Doktor, vergessen Sie nicht, daß das Autogewerbe vom Roßhandel herkommt.»

Als ich in die ersten Klassen der Primarschule ging, kamen zu den Lastwagen und Automobilen noch die schnellen Motorschiffe, die Rennboote, die als Prestigeerzeugnisse bei den Bodenseeregatten und an der damals noch Riviera genannten Côte d'Azur die Leistungsfähigkeit der Motoren zu beweisen hatten und Geschwindigkeiten bis hundert Kilometer pro Stunde erreichten. Wir Buben wußten über das alles genauestens Bescheid, nahmen Augenschein vom Seeufer aus, kamen meistens zu spät nach Hause und triumphierten, wenn wir in der Zeitung lasen, daß das Boot «Annette II» oder «Annette III» (nach dem Namen der Tochter des Hauses) in Nizza gegen Daimler mit seiner «Mercedes I» oder «Mercedes II» (einer Tochter Daimlers) gesiegt hatte. Die damaligen Zweikämpfe nahmen ein tragisches Ende, als einer der hauptsächlichsten Mitarbeiter der Arboner Firma bei einem der letzten Rennen vor Konstanz aus dem Boot geschleudert wurde und ertrank.

Wenn man in jenen Jahren des industriellen Aufschwungs die Augen und Ohren offen hielt und mit Neugierde die lokale Zeitung, den «Oberthurgauer», las, dann konnte man die Wandlungen, die sich in unserer Stadt vollzogen, mit Händen greifen. Daß es nicht allein erfreuliche Wandlungen waren, werden wir noch feststellen. Aber die Firma Saurer konnte sich zu jener Zeit in eine technische Stellung und Größenordnung hineinarbeiten, die sie stark genug machte, schwere spätere Erschütterungen zu überstehen und Arbon vor dem vollständigen Niedergang in den spätern Krisen zu bewahren.

Im Frühjahr 1908, als ich zu meinem ersten Schulgang antrat, waren über fünfzehnhundert Arbeiter in den Werkstätten beim Schloß und in der neuen Gießerei beim Bahnhof beschäftigt, mehr als in der Krisenzeit der dreißiger Jahre, als ich Mitarbeiter der schwer um ihre Existenz ringenden Firma war. Wenn von Größe und Verletzbarkeit, von Aufschwung und Niedergang, von kleinstem Beginn von Industrien in unserem Familienkreis die Rede war, wies meine Mutter, die auch die Sorgen der Spenglerei und Kesselschmiede ihres Vaters gekannt hatte, gelegentlich darauf hin, daß sie als kleines Mädchen vom Fenster ihres Geburtshauses «Zum Merkur», das vor dem Eingangstor zur Saurer-Fabrik stand, in den beginnenden achtziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts, also knapp fünfundzwanzig Jahre vor dem ersten Höhepunkt der Entwicklung, noch selbst gesehen habe, wie die ganze motorische Kraft für die Werkstätten von einem blinden Pferd geliefert wurde, das vom Morgen bis zum Abend einen «Göppel» drehte, der mit Hilfe von Achsen und Transmissionen die wenigen Maschinen antrieb, die als Ergänzung von Gußofen und Schmiede zur Erzeugung des damaligen, schon recht reichhaltigen «Produktionskataloges» benötigt wurden.

Etwas anders liefen die Geschicke der zweiten Arboner Großfirma, die von 1900 bis 1910 für die Entwicklung unserer Stadt mitbestimmend war: Die großen Stickereienwerke, die von Arnold B. Heine, einem deutschamerikanischen Textilhändler, zu Beginn des Jahrhunderts gegründet wurden. Die erstaunlichen ersten Entwicklungsjahre auch dieser Unternehmung konnte ich mit eigenen Augen und Ohren verfolgen, da die Fabrikhallen, die gemäß dem Ehrgeiz und dem unbeugsamen Willen des Herrn Heine auf ehemaligem Sumpfgelände errichtet wurden, nicht weit vom Wohnhaus meiner Großeltern aus dem Boden wuchsen und fast über Nacht mit Ma-

Arnold B. Heine (1849–1923)



schinen und Menschen gefüllt wurden. Ich konnte auch mit meinem Großvater die neuen hellen und sauberen Räume in Begleitung des damals etwa fünfzigjährigen Firmengründers besichtigen und war nicht wenig erstaunt, wie der große Patron da und dort ein kleines Stoffrestchen oder einen Fadenknäuel vom Boden aufhob, weil ihn diese in seinem Ordnungssinn störten. Die weiten, blitzblanken Hallen mit den Dutzenden von großen, sogenannten «6- und 12-Jard-Stickmaschinen», mit den Automaten, die die Stickmuster mechanisch auf die Maschine übertrugen, machten mir natürlich großen Eindruck. Ich stellte bereits als Sechs- oder Siebenjähriger grundsätzliche Unterschiede zwischen Textilindustrie mit den vielen Frauen und Mädchen, die dort beschäftigt waren, und der viel rauheren Männerwelt der Maschinenindustrie fest. Andere Unterschiede kamen mir dann später zum Bewußtsein, als von Fehlspekulationen und leichtsinnigem Konkurs die Rede war und ich schließlich als Student in der Kanzlei meines Großvaters zur Kenntnis nahm, wie schwer und schmerzhaft es ist, industrielle Unternehmungen zu sanieren, zu reorganisieren oder zu liquidieren, die einst Tausenden von Arbeitskräften Arbeit und Lohn gaben.

«Es war im Juni 1898, als im Quartier südwestlich vom alten Städtchen Arbon der in Stickereikreisen bestens bekannte und als Verkäufer wertgeschätzte Amerikaner Arnold B. Heine große Erdbewegungen ausführen ließ, um im ausgefüllten Sumpfland der Aach den ersten Fabrikbau längs der heutigen St.-Galler Straße zu erstellen ... Im Jahre 1899 auf 1900 folgte der Fabrikbau II. Schon die ersten Bauten ließen die wirklich großzügige amerikanische Bauart erkennen. Die motorische Kraft für diese erste Anlage lieferten vier Petroleum-Saurer-Motoren mit insgesamt 130 PS.

Im Jahre 1903/04 entstand weiter südlich dieser Bauten auf für solche Gebäude sehr ungünstigem Terrain (der ganze Riesenbau steht auf Holzpfählen) die Kraftzentrale mit drei Dampfturbinen zu je 300 Pferdekräften. Die großartig angelegte Heizung besteht heute aus elf Dampfkesseln mit je 105 m² Heizfläche. Außer den drei Dampfturbinen liefert das Kubelwerk ebenfalls durch drei Transformatoren bei 10 000 Volt Spannung für den Betrieb 300 kW... Jede Maschine hat Einzelantrieb, und über vierhundert Elektromotoren besorgen heute die Umsetzung der elektrischen Kraft in mechanische Energie. Gleichzeitig mit dem Bau dieser Zentrale wurde im Jahre 1904 ein eigenes Wasserpumpwerk im Bodensee angelegt, welches einen täglichen Wasserverbrauch des ganzen Geschäftes von 4000 bis 5000 Kubikmetern besorgt. Der Kohlenkonsum beträgt etwa 450 Eisenbahnwaggons à 10 Tonnen pro Jahr, das sind 15 Eisenbahnzüge à 30 Wagen. Ebenfalls im Baujahr 1903/04 entstand der Fabrikbau III mit 76 6³/₄-Jard-Saurer-Maschinen.

Ein böses Jahr folgte von 1904 auf 1905 mit der Erstellung der Bleicherei und Appretur (Fabrik IV), weil das Geschäft schon bei Anfang dieser Baute durch die Ausrüstgenossenschaft boykottiert wurde, um Herrn Heine an deren Ausführung aus naheliegenden Gründen mit allen Mitteln zu verhindern. Herr Heine führte aber trotzdem diese für sein Geschäft so hochwichtige Aufgabe einer eigenen Bleicherei und Appretur mit amerikanischer Energie und Umsicht durch ...

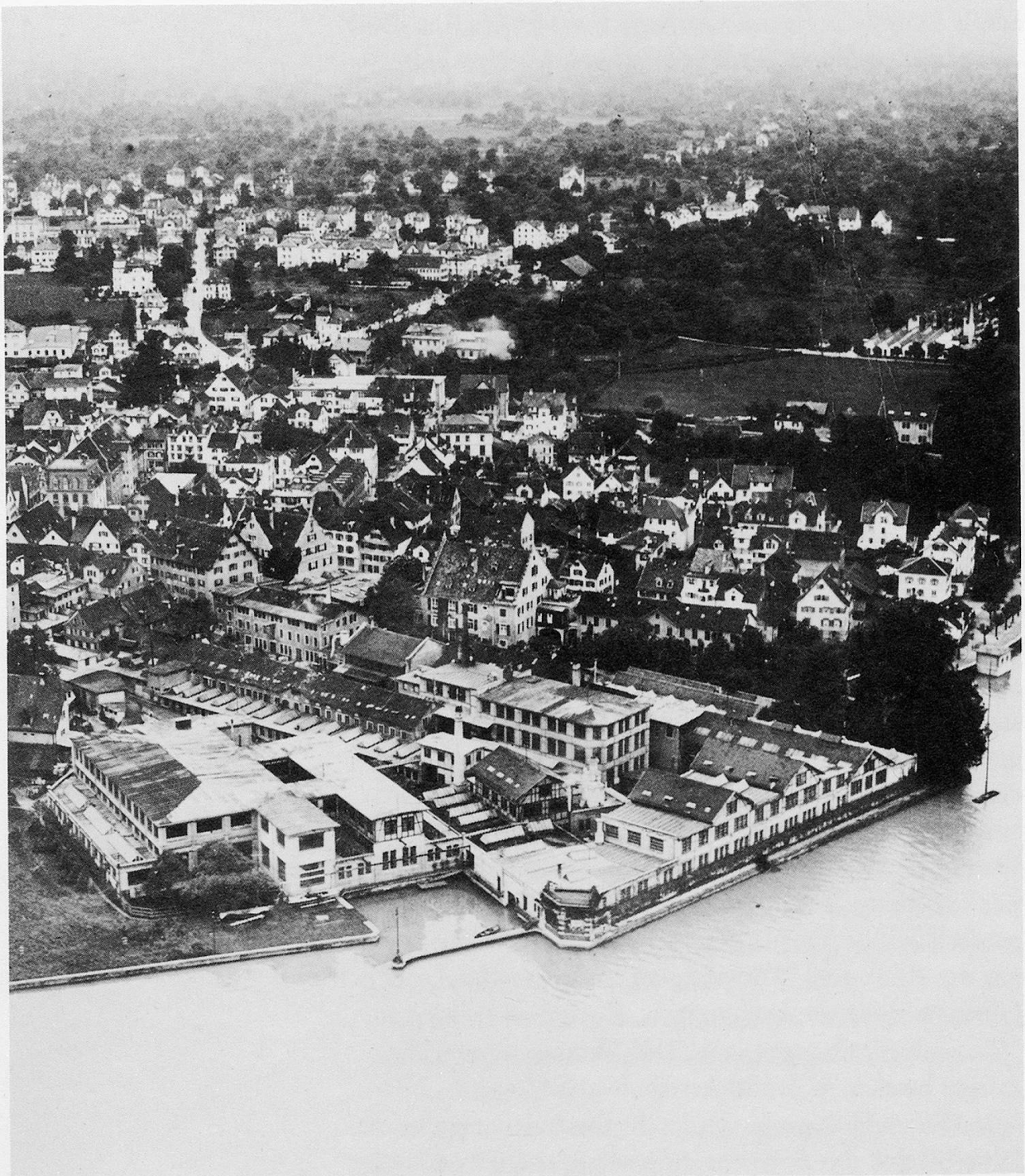
Im Jahre 1905 wurde eine Schlosserei und Schreinerei erbaut, wo heute 55 Schlosser, Spengler und Monteure, 25 Schreiner an Holzbearbeitungsmaschinen allerneuester Konstruktion arbeiten, sowie 12 Maler, Sattler, Tapezierer usw. Große Bretterlager geben Zeugnis vom umfangreichen Betrieb dieser Abteilung, in der sämtliche

Reparaturen für die Hunderte von Maschinen, die Transportkisten wie nicht weniger die feinsten Büromöbel hergestellt werden ...

Endlich entstand im Jahre 1907/08 der letzte Fabrikbau V, der an Großzügigkeit alle bisherigen Räumlichkeiten noch weit übertrifft. In den beiden Sticksälen dieses letzten Baues stehen 100 10-Jard-Maschinen; die Höhe der Sticksäle beträgt 5 Meter; sämtliche Böden sind mit Linoleum belegt. Im daran anschließenden, dem Bahnhof gegenüberliegenden Hochbau sind sämtliche kaufmännischen Büros, die Zeichnerei usw. zentralisiert. Um dieselbe Zeit wurde ferner eine eigene Zwirnerei eingerichtet. Es besorgen hier 4000 Spindeln den ganzen Bedarf dieses Großbetriebes ...

Um die ganze Fabrik zieht sich eine Rollbahn von etwa 1800 Metern Länge; daneben besteht eine Geleiseanlage von etwa 800 Metern mit direkter Verbindung zum Bahnhof und eigenem Lokomobil ... Im Etablissement selbst werden 2220 Personen beschäftigt; zudem stehen auswärts im Betrieb 250 bis 300 Schifflistickmaschinen mit rund 800 Personen; für Ausrüsterei, Nachstickerei, Ausschneiderei usw. rund 1400 Personen oder im ganzen an auswärtigem beschäftigtem Personal 2750 Arbeiter und Arbeiterinnen, somit totale Arbeiterzahl 5000 Personen. Der gesamte auswärtige Warenverkehr wird durch Lastautomobile besorgt ... Was für eine enorme Arbeitsleistung der Bau eines solchen Riesenbetriebes in verhältnismäßig kleinem Zeitraum von nur zehn Jahren seitens des intellektuellen Urhebers erforderte, braucht wohl kaum erörtert zu werden. Es steckt dahinter nicht bloß ein großzügiger Unternehmungsgeist, sondern ebenso sehr ein hervorragendes organisatorisches Talent, wie es gewissen amerikanischen Charakteren eigen ist.

Am Schluß meiner summarischen Ausführungen bleibt noch zu erwähnen, daß im gesamten Etablissement eine



Saurer-Fabrik mit «Herrenhaus», 1919. Photo Ad Astra.

ideale Pünktlichkeit und Ordnung herrscht, welche man in anderen gleichartigen Betrieben vergeblich sucht.»

Aus dieser naiv-begeisterten Schilderung geht an Tatsächlichem hervor, daß damals durch das neben der Feldmühle in Rorschach (Loeb-Schönfeld) größte Stickereiunternehmen der Welt wirklich 5000 Arbeiter und Arbeiterinnen beschäftigt waren, eine Zahl, an die man angesichts der heutigen Beschäftigtenzahl in der gesamten Stickereiindustrie fast nicht mehr glauben kann. Man muß sich aber vergegenwärtigen, daß im Jahre 1909 dieser Industriezweig der bedeutendste Exporteur unseres Landes war. Noch etwas anderes muß man festhalten: Lange vor den Lehren der heutigen Betriebswirtschaftler hatte Herr Heine eine vertikale Integration seiner Unternehmung – vom Zwirnen des Fadens bis zum Bleichen, Färben und Appretieren des bestickten Stoffes – angestrebt und teilweise realisiert. Harte Kämpfe und schließlich Unterangang waren die Folge; womit nichts gegen heutige Vertikalstrukturen in der Wirtschaft im allgemeinen und vertikal integrierte Unternehmungen der Textilindustrie im besondern gesagt sein soll.

Aus späteren Presseberichten geht hervor, wie wechselvoll, manchmal schnell, oft langsamer, aber unabwendbar sich der Übergang vom Konjunkturgipfel zum Tiefpunkt vollzog. Nach einer später sehr umstrittenen Kapitalerhöhung der Aktiengesellschaft A. B. Heine kurz vor der Krise von 1910 erfolgten in den anschließenden Jahren wiederholte Sanierungen, Kapitalaufstockungen, Wiederabschreibungen usw. Die Jahre des ersten Weltkrieges bescherten der Stickereiindustrie Höhen und Tiefen. Die endgültige Krise der beginnenden zwanziger Jahre brachte das Ende der Arboner Stickereiwerke, die im Jahre 1926 auch formell liquidiert wurden. Die fast 5000 Arbeitnehmer von 1909 sind glücklicherweise nicht vom Erdboden verschwunden; ihre Zahl verminderte

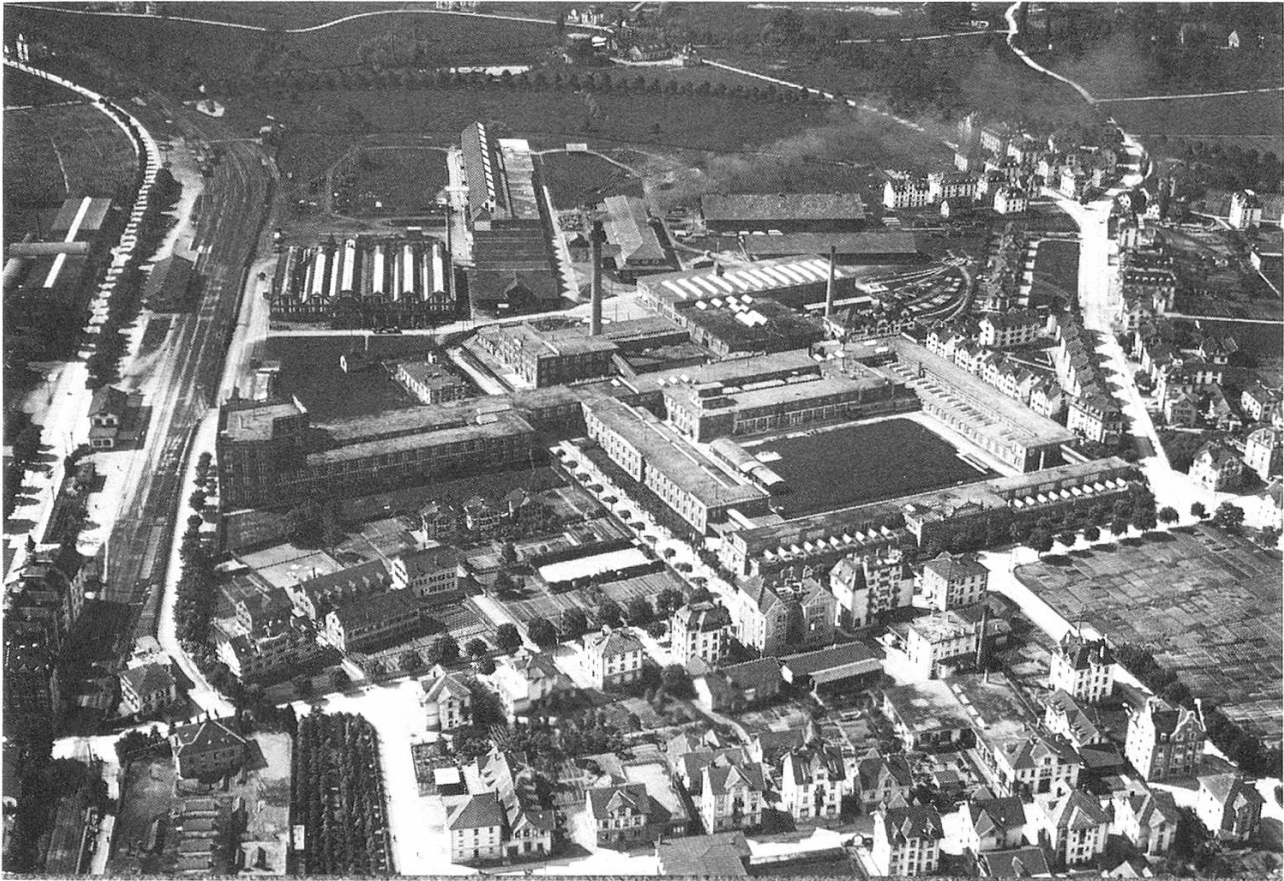
sich sukzessive, und die Betroffenen konnten zu einem großen Teil nach einigen schwierigen Monaten in andern Betrieben Arbeit finden oder kehrten – schon damals – in ihre italienische Heimat zurück. Die eigentliche Krise der Textilindustrie mit ihrer Not, ihrem Elend und ihrer politischen Unrast brach erst Jahre später über die Ostschweiz herein.

Die eher trüben Mitteilungen über Glück und Ende des Stickereiimperiums des Herrn Heine sind noch durch einige recht unterhaltsame, meist wirklich erwiesene Einzelheiten zu ergänzen, die von uns Schülern, namentlich aber von mir, der gelegentlich an der Quelle der Nachrichten saß, mit Eifer aufgenommen und mit Vergnügen weitergegeben wurden. So hörte man, daß der «alte» Herr Heine – er zählte etwas mehr als fünfzig Jahre und wurde im Gegensatz zu seinem jung verheirateten Sohn der alte Herr genannt – im Zeitpunkt der Umwandlung seiner Familienfirma in eine Aktiengesellschaft jeweils zu den Stunden des damals allgemeinen Abendschoppens in den bessern Lokalen Arbons aufgetaucht sei und vor der Zeichnung von Aktien seines Unternehmens gewarnt hätte, da die Spekulation die Preise viel zu hoch getrieben habe. Seine Warnungen seien aber ungehört verhallt, weil jedermann an seinen Erfolg und sein Glück geglaubt habe und auch daran teilnehmen wollte. Der kleine große Mann soll die Hände verworfen und erklärt haben: «Die Leute wolle alle ihr Geld loswerde.» Der Spruch soll ihm in spätern Prozessen, die wegen Betrugs und unseriöser Geschäftsführung angestrengt wurden, viel genützt haben.

Eines schönen Tages, das heißt genauer während einer dunklen Nacht, im Frühjahr 1912, verschwand Arnold B. Heine aus Arbon und setzte sich in seinem schnellen Motorboot über den Bodensee und nachher mit einem Ozeandampfer namens «Carpathia» über den Atlantik

nach Amerika ab. Zwei Vertreter seiner Hauptgläubiger, ein sehr sportlicher junger Bankdirektor und der ebenso sportliche Anwalt der Bank, eilten ihm nach, damit nicht etwa eventuell greifbare Vermögenswerte in Amerika verschwänden. Sie erkundigten sich nach dem Schiff, das am schnellsten dort ankommen könnte. Es war die «Titanic», die das blaue Band für die schnellste Überfahrt von Plymouth nach New York erringen sollte. Die beiden schifften sich ein; die «Titanic» stieß in der Morgenfrühe des 15. April 1912 mit einem Eisberg zusammen und sank mit 2200 Personen auf den Meeresgrund. Die beiden trainierten Gläubigervertreter aber schwammen auf einer Planke im eiskalten Ozean herum, wurden aufgefischt und erschienen tropfnaß an der Reling des Schiffes «Carpathia». Sie hatten ihren Zahlungsflüchtigen noch vor New York erreicht. Der eine von ihnen hat in späteren Jahren die Rettung, unter Weglassung der Angabe des Reisezweckes, in einer Basler Zeitung geschildert.

Für die alten und die jungen Arboner waren Aufstieg und Untergang des Hauses Heine eine interessante und am Schluß schmerzliche Episode. Viele waren beim Drama Zuschauer oder Zaungäste, einige von ihnen waren auch Leidtragende. Der allzu «amerikanische» Aufstieg der Stadt Arbon aber war, trotz dem soliden und noch längere Zeit anhaltenden Gedeihen der Firma Saurer, für einmal gebrochen, und seit 1910 stieg die Einwohnerzahl während vieler Jahre nicht mehr wesentlich an. Die großen Hallen der ehemaligen Stickereiwerke wurden allmählich und mit unterschiedlichem Erfolg von verschiedenen neuen Firmen wieder besetzt. Der alte Hauswart soll bei den Kaufbesichtigungen jeweils in den lebhaftesten Farben geschildert haben, welch tolles Leben früher in den weitläufigen Räumen und großzügigen Büros geherrscht hätte, und er soll auch nicht versäumt



Heine-Fabrik und Saurer-Gießerei, 1925. Photo Ad Astra/Swissair.

haben, darauf hinzuweisen, daß bei der Herstellung von Stickereien Frauen nicht nur als Arbeiterinnen oder Kundinnen, sondern auch als Anregerinnen schöpferischen Tuns, der sogenannten «Création», wichtig gewesen seien. Vom Dessinateur bis zum Chef habe man sich die Inspiration in den großen Zeiten dort geholt, wo sie lockte und lächelte und wo man sie finden konnte.

Das Jahr 1910, mit der großen Überschwemmung des Bodensees einerseits und dem Millionenverlust sowie der Arbeitslosigkeit bei Heine andererseits, brachte das erste dunkle Warnzeichen am vorher rosigen Himmel des übermütigen wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Gedeihens unserer kleinen, mit der großen so eng verbundenen Welt der ersten zehn Jahre unseres Jahrhunderts.

Mehr als zehn Jahre später brach – wie schon erwähnt – die schwere allgemeine Krise der Textilindustrie über die ganze Ostschweiz herein und brachte Armut, Elend, Unrast und Unzufriedenheit über Tausende von Familien und Hunderte von Dörfern.